

Susanne Linemann

SOMMER

MIT NEBENWIRKUNGEN

Susanne Leinemann

SOMMER
MIT NEBENWIRKUNGEN

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2013 by Susanne Leinemann
Copyright © 2013 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Redaktion | Lisa Scheiber
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
unter Verwendung von © plainpicture/Folio Images; shutterstock
Autorenfoto | © Steffen Jänicke
Satz | Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-453-29128-7

www.diana-verlag.de

1

Um 9.33 Uhr zog Heinlein die Waffe. Eine tschechische Luger mit einer Revolvertrommel aus Stahl. »Das wollte ich nur erwähnt haben«, teilte er der Gruppe mit, während er selbstzufrieden und breitbeinig, die Arme abwehrend vor der Brust verschränkt, auf seinem Stuhl lümmelte. Ja, er fand sich gut. Supergut.

»Habe ich jetzt gewonnen? Klar habe ich gewonnen – ich überlebe, die anderen sind tot. Ganz einfach.«

»Sehr fair war das nicht«, murmelte Sophie und massierte sich dabei leicht die Schläfen. Manchmal machte der Job sie müde.

»Fair kommt nicht weit«, erklärte Heinlein und lachte dröhnend. »So ist es doch, Leute: Fair kommt nicht weit.«

Die anderen sieben Kandidaten im Raum schauten betreten auf den Boden.

Im C&O-Assessment-Center gehörten Rollenspiele zum Standard. Für heute Morgen hatte sich Sophie einen Klassiker ausgesucht, einen Stollen, der unerbittlich mit Wasser vollläuft. »Stellen Sie sich bitte vor, Sie als Gruppe sind dort tief unter der Erde gefangen, das Wasser steigt von Minute zu Minute. Sehr bald wird der Stollen kom-

plett überflutet sein. Doch es gibt einen Fluchtweg, einen Rettungskorb, der wie ein Fahrstuhl in einem Schacht nach oben fährt. Allerdings passt in den Korb nur eine einzige Person. Und der Korb kann nur ein einziges Mal nach oben fahren. Nun die Frage: Wer von Ihrer Gruppe darf dort einsteigen? Und warum? Sie haben zehn Minuten Zeit, um sich auf eine Person festzulegen und Ihre Entscheidung zu begründen.«

Solche Spiele mit der Existenz waren in der Assessment-Szene äußerst beliebt. Leben oder Tod, um nicht weniger sollte es hier gehen. In den ersten Jahren, als Berufsanfängerin, hatte Sophie noch gegen diese Methoden protestiert. Niemand, argumentierte sie damals, wisse genau, wie man sich in so einem schrecklichen Moment verhalte. »Den Tod vor Augen – da entdecke ich mich doch selber neu.« Mancher, der sich für mutig hielt, merkte, wie er sich, voller Angst, nur noch ans Leben klammerte. Wohingegen scheinbar Ängstliche über sich selbst hinauswachsen. Letztlich hatte sie diese Rollenspiele dann aber doch akzeptiert, weil sie merkte, dass sie tatsächlich aussagefähig waren. Denn sie wurden von den Teilnehmern ernst genommen. Die Assessment-Kandidaten zogen mit und offenbarten Seiten ihrer Persönlichkeit, die sonst verborgen geblieben wären.

Häufig stiegen sie sogar mit besonders großem Eifer auf solche Horrorszenarien ein, je bedrohlicher, desto besser. Das einfache Bild, das Sophie mit dem überfluteten Stollen entwarf, regte ihre Fantasie an und ließ Bilder in ihren Köpfen entstehen, die sich oft genug mit Hollywood-Filmszenen mischten. Es funktionierte. Also machte

Sophie irgendwann ihren Frieden damit. Ihre Aufgabe als Psychologin war es, sich in sehr kurzer Zeit ein Bild über den Charakter, die Stärken und Schwächen der Kandidaten zu verschaffen. Und dann die Entscheidung zu treffen, wer für den Job infrage kam. Nicht irgendeinen Job. Beim C&O-Assessment-Center ging es um Top-Jobs in der globalen Wirtschaft. Mit Berufsanfängern arbeitete Sophie schon lange nicht mehr.

Bis Heinlein sich einmischte, war an diesem Morgen alles gut gelaufen. Die meisten Argumente, die in der zehnmütigen Diskussion fielen, hatte sie schon vorher in anderen Gruppen gehört. So meinte der Saarländer, dem jüngsten Kandidaten gehöre der Platz im Rettungskorb; der Jüngste war allerdings nicht er selbst. Sophie machte sich einen Vermerk. Warum ließ er sofort jemand anderem den Vortritt, kämpfte nicht um sein eigenes Überleben? »Kein gutes Selbstwertgefühl«, notierte sie. »Keine Führungskraft. Oder nimmt er die Übung nicht ernst?«

Die beiden Frauen in der Runde appellierten an die Ritterlichkeit der Männer und meinten, der einzige Platz stehe auf jeden Fall einer von ihnen zu. »Wie wollen Sie sich denn später, nach der Rettung, oben rechtfertigen – vor den Medien, vor der Öffentlichkeit? Ein einziger männlicher Überlebender, und unten in der Tiefe liegen zwei tote Frauen. Da werden Sie doch Ihres Lebens nicht mehr froh.« Das war gut argumentiert, logisch und doch emotional. Sophie gab beiden eine positive Beurteilung.

Einen ungewöhnlichen Vorschlag machte Paul Grote-meyer. Er war ihr schon gestern aufgefallen, weil er die Dinge fokussiert und dabei unangestrengt anging. Eine

echte Ausnahme. Er suchte nach einer ganz anderen Lösung. »Haben wir dort unten im Schacht ein Seil? Dann verknoten wir das Seil mit dem Rettungskorb und machen eine Schlinge daraus, in die man sich einhängen kann. Wie eine Schaukel. So retten wir zwei.« Sophie war beeindruckt. Er machte auch keinen Hehl daraus, dass er in die Schaukel steigen wollte. »Das Risiko einer solchen Hängepartie kann ich einschätzen. Mit Höhe kenne ich mich aus.« Er war ein Teamarbeiter und doch nicht selbstlos. Sophie setzte ein Ausrufezeichen neben seinen Namen.

Natürlich brachte auch einer den Zufall ins Spiel, diesmal der Betriebswirt aus Flensburg. Betont abgeklärt sagte er: »Wir sollten das Los entscheiden lassen, nur der Zufall ist gerecht. Zwischen dem Jüngsten und dem Zweitjüngsten liegen nur zwei Jahre – wo ist also der Unterschied? Und für emanzipierte Frauen gilt kein Welpenschutz.« Sophie wusste aus Erfahrung, dass ein Kandidat immer das Los ins Spiel brachte. Das war kein sehr innovativer Gedanke. »Langweilig«, schrieb sie auf. Die Gruppe diskutierte noch ein wenig hin und her und einigte sich am Ende tatsächlich auf den Jüngsten, einen sechszwanzigjährigen Volkswirt aus Bergisch Gladbach, der nicht so recht verstand, wie ihm geschah. Auch das gab eine Notiz. Keine positive.

Heinlein hatte sich bis dahin auffällig zurückgehalten. Im Grunde genommen schrieb Sophie ihn schon ab. Er war der älteste Teilnehmer, ein farbloser Kerl aus der Provinz, der in der Geschäftsführung eines mittelständischen Elektro-Zulieferers bei Stuttgart arbeitete. Dieser Pitch um einen Manager-Job bei einem globalen Kosmetik-

unternehmen war einfach eine Nummer zu groß für ihn. Sophie wusste schon jetzt, dass der Headhunter sich bei Heinlein gründlich vergriffen hatte.

Doch dann überraschte Heinlein sie. Indem er die Waffe zog, die Luger. Damit zwang er den Jüngsten, aus dem Korb wieder auszusteigen, nahm dessen Platz ein und fuhr ungehindert nach oben. Allein. Erwachsene hielten sich nicht immer an die Spielregeln. Genau genommen gab es die beim Rollenspiel auch nicht.

»Gewonnen, gewonnen«, sang Heinlein, der sich vor Glück kaum einkriegte.

Sophie ärgerte sich maßlos über sich selbst. Sie hätte dieses blöde Szenario nicht wählen dürfen, es geisterte längst durch Internet-Foren wie »assessment-albtraum.com« oder »hate-jobgames.de«, wo ihre Kandidaten sich auf den letzten Stand brachten. Wahrscheinlich fand sich auch die Sache mit der Waffe im Netz. Heinlein musste davon gelesen haben. Von selbst wäre er nie auf diese radikale Idee gekommen. Ungeduldig ließ Sophie die Mine aus dem Kugelschreiber ein- und wieder ausfahren. Sie schaute Heinlein mit ihren grünen Augen kritisch an. Nicht einmal ihre blonden Locken, die sie sonst immer weicher und lustiger wirken ließen, milderten ihren Gesichtsausdruck ab. Plötzlich bemerkte jeder im Raum, dass ihre Nase ein wenig schief war, wie bei einem Boxer. Eine blond gelockte Frau mit einer gebrochenen Nase? Nur Heinlein fiel nichts auf.

»Wenn Sie oben angekommen sind, wird das Rettungsteam die Waffe in der Notkapsel finden«, sagte Sophie in einem scharfen Ton.

»Quatsch, die entsorge ich vorher«, konterte Heinlein.

»Sie können die Waffe nicht entsorgen, die Kapsel ist geschlossen und der Schacht so eng, dass nichts runterfallen kann. Die Waffe liegt bei Ihnen im Korb. Punkt. Jeder kann sich dann ausmalen, was unter der Erde geschehen ist. Es wird zum Prozess kommen.«

»Na und?«, sagte Heinlein großkotzig, »ich nehme mir einen guten Anwalt und plädiere auf Psychostress. Sie wissen schon – Todesangst, ich bin wie von Sinnen, weiß nicht, was ich tue, bin für den Kram nicht verantwortlich. Vermutlich komme ich mit einer Bewährungsstrafe davon. Ich meine, Ihre Branche bietet doch eine Menge verständnisvoller Psychogutachter, die dem Richter schon klarmachen werden, dass eigentlich ich die arme Sau bin.«

»Und was sagen Sie den Angehörigen der Toten, die Ihnen die Schuld geben werden?«

Heinlein winkte ab. »Die werden mit Geld abgefunden, von der, was weiß ich – Bergwerksfirma. Ich meine, irgendwer ist doch für diesen Stollen verantwortlich, nicht wahr? Der zahlt dann halt.«

Sophie schloss die Augen. Die Müdigkeit war wieder da. Diese tiefe, tiefe Müdigkeit. Heinlein hatte recht, wäre das Szenario real, er würde vermutlich wirklich nicht hart bestraft werden. Doch Sophie gefiel diese Richtung überhaupt nicht.

Seit einigen Jahren wurden die Kandidaten zunehmend aggressiver, egomanischer, hemmungsloser. Die Bereitschaft, die Gruppe zu opfern, nur damit man selbst bei der Präsentation eine gute Figur machte, nahm zu. Und leider neigten viele Verantwortliche im Assessment-Center dazu,

so ein asoziales Verhalten als Durchsetzungsfähigkeit und Stärke zu belohnen. Dabei waren das nur Psychopathen. Brauchte die Top-Etage der deutschen Wirtschaft Psychopathen in ihren Vorstandsreihen? Kerle, die nur an ihren eigenen Vorteil dachten, daran, wie sie selbst bei einer Insolvenz noch fett absahnen konnten? Nein, fand Sophie. Aber sie stand mit ihrer Meinung ziemlich allein da.

Sie schielte zu Grottemeyer. Für sie war er der wahre Gewinner dieser Runde. Einer, der sich selbst retten wollte, aber nicht die Nerven verlor und versuchte, auch anderen zu helfen. Einer, der an die Gruppe dachte, der menschlich blieb. Das gefiel ihr. Wie locker er da saß, als hätte er nichts zu verlieren. Keine Angst vor Höhe? Bestimmt kletterte er. Seine Hände verrieten ihn. Schwielen an den Fingerspitzen, die bekamen nur Gitarristen oder Freeclimber. Außerdem tarnte ihn sein Anzug kaum. Man sah ihm irgendwie an, dass er ein lässiger Jeans-T-Shirt-Typ war. Obwohl die Krawatte ordentlich saß, schien sie doch nur darauf zu warten, dass er mit seinen kräftigen Fingern den Knoten lockerte, sie danach mit einem Ruck über den Kopf zog und in den Tiefen einer Schublade verschwinden ließ. Alles an ihm wirkte energisch.

Unauffällig scrollte sie durch Grottemeyers Lebenslauf. Er kam aus Berlin, arbeitete in der Geschäftsführung eines IT-Unternehmens, hatte Jura studiert.

Wie Johann, kam ihr plötzlich in den Sinn. Was er wohl gerade machte? Er war auf Geschäftsreise in Wien. Seit Tagen war die gemeinsame Wohnung leer, wenn Sophie abends nach Hause kam, wartete nur der Handstaubsauger auf sie – ein Ding, das ein bisschen aussah wie ein

Haustier, wenn es geduckt in der Ecke stand. Johann reiste viel, er verkaufte gebrauchte deutsche Fabrikmaschinen in alle Welt. Die Maschinenparks insolventer Mittelstandsunternehmen aus dem Ländle beispielsweise. Sie gingen nach Indien, China, in den arabischen Raum. Im Moment lief es unglaublich gut für ihn. Jedes Mal, wenn Sophie die monatlichen Briefe des Vermögensberaters öffnete, konnte sie kaum glauben, welche Summen dort standen. Sie würde bald einen reichen Mann heiraten, wann auch immer das war. Wenn sie beide endlich Zeit für die Hochzeit fanden.

Es war Stille im Raum eingetreten, alle starrten Sophie an. Sie leitete diese Assessment-Runde, sie musste sagen, wie es weiterging. Erschrocken merkte Sophie, dass sie in Gedanken abgeschweift war. In der Assessment-Auswahl ging es auch darum, immer die Spannung zu halten. Die Kandidaten mussten unter Druck zeigen, was in ihnen steckte. Hielten sie den Stress aus? Brachen sie zusammen? Eine sinnierende Psychologin, die einen hübschen männlichen Kandidaten beäugte und sich dabei zu ihrem Dauerverlobten träumte, gehörte nicht zum Programm.

»Spontanvortrag«, sagte Sophie eilig. Eigentlich wäre der jetzt noch nicht dran gewesen, aber das Wort »spontan« verleitete sie.

»Fangen wir doch mit Herrn Heinlein an. Dem Gewinner des Tages«, sagte Sophie mit unüberhörbarer Ironie in der Stimme, während sie die iPads verteilte. »Ihr Thema, Herr Heinlein, lautet, passend zu der Stelle, die hier besetzt werden soll: Männerpflege als neuer Markt oder die Kunst, Kerlen Kosmetik zu verkaufen. Der Vortrag sollte rund fünf Minuten dauern.«

»Für das Thema brauche ich keine fünf Minuten«, unterbrach Steffen Heinlein sie laut, »da ist doch schnell alles gesagt: ein Mann und sein Duschgel.«

»Wenn man Glück hat, benutzt er Duschgel«, warf sein Nebenmann, der Jüngste, ein. Beide lachten und klatschten sich ab. So schnell war die Sache mit der Waffe vergessen. Eine Zote, und schon waren die Herren im Raum wieder beste Kumpels. Die beiden Frauen dagegen sahen nicht so aus, als würde Heinlein bei ihnen jemals wieder Land gewinnen. Mit solchen Scherzen gewiss nicht. Sie schauten gequält drein.

»Unsere Spontanvorträge laufen allerdings etwas anders ab als bei normalen Assessment-Centern. Ich habe es gestern ja schon einmal kurz angedeutet. Die ...«, setzte Sophie nun neu an, ohne sich von der Kumpanei vor ihren Augen irritieren zu lassen. Der Jüngste giggelte noch immer. Heinlein unterbrach sie noch einmal.

»Frau Kaltenbrunn, nun belehren Sie uns mal nicht. Normalerweise schicken wir als Chefs die Bewerber ins Assessment-Center. Und der Spontanvortrag, das ist nun wirklich ein Dauerbrenner. Um nicht zu sagen: ein alter Hut.«

Grinsend schaute Steffen Heinlein in die Runde, versuchte Beifall von seinen Mitbewerbern einzuheimsen. Doch die hielten sich zurück. Mit der Assessment-Leitung wollte sich niemand anlegen. Steffen Heinlein merkte sofort, wie die Stimmung umschlug. Zum ersten Mal wirkte er ein wenig unsicher. Er fuhr sich mit der Hand durch die schon lichten Haare.

»Also gut, wenn keiner protestiert, können wir ja los-

legen. Hat jeder ein iPad vor sich liegen? Ja? Dann fahren Sie das Gerät jetzt hoch. Ich höre, das klappt. Sie werden sicher schnell begreifen, worin der besondere Reiz unseres Spontanvortrags liegt. Bislang haben alle Gruppen das prompt kapiert.«

Mit einer Fernbedienung schloss sie nun die Lamellen, die vor der Fensterfront hingen, das Panorama von Berlin verschwand. Was blieb, war der teuer eingerichtete Raum. »Top-Leute für die Wirtschaft kann man nicht in Räumen finden, die daherkommen wie eine evangelische Akademie. Ich dulde kein PVC, kein billiges Furnier, keine Lampen aus einem schwedischen Einrichtungshaus«, lautete das Motto ihrer Chefin. Die Strategie zahlte sich aus, das Assessment-Center lief prächtig. Die Nummer eins der Hauptstadt. Die Kundenliste las sich wie ein *Who is Who* der internationalen Konzernwirtschaft.

»So, und jetzt klicken Sie bitte alle unseren Intranet-Button an und gehen dann auf die interne Twitter-Funktion. Sind alle so weit? Dann schalte ich jetzt den Beamer für die Twitterwall ein. Ich wiederhole: Alle Kommentare bleiben anonym, wir können sie auch später nicht mehr zuordnen. Allerdings sehen wir vom Assessment-Team, wie häufig Sie den Spontanvortrag von Herrn Heinlein kommentiert haben. Natürlich bitte ich um eine rege Teilnahme, ein richtiges Twittergewitter. Also bitte, Herr Heinlein ...«

»Feuer frei!«, fiel ihr Heinlein nun hastig ins Wort. Sollte jemand im Raum die Geschichte mit der Luger schon vergessen haben, nun war sie wieder allen in Erinnerung. Heinlein stand auf und preschte nach vorne. Er war kein

sehr großer Mann, kräftig, mit einem kleinen Bauchansatz, der graue Anzug spannte trotzdem nicht. Die Haare waren kurz, mit ein bisschen Gel versuchte er die kahleren Stellen zu überspielen. Vor fünfzehn Jahren trug er bestimmt noch Schnurrbart und eine Motivkrawatte mit Pandabären, die ihm seine Ehefrau zu Weihnachten geschenkt hatte. Verheiratet war er, Heinleins gold-silberner Ehering spannte auf dem Finger. Er stellte sich nun hinter das Stehpult und zupfte noch einmal kurz an seinem Jackett herum, das offensichtlich doch ein wenig unter den Armen kniff. Dann begann er.

»Wir Männer sind anders. Wir brauchen keine Pflegeprodukte. Keine Foundation, keine Peeling-Maske, Serum mit Dreifach-Wirkung und Concealer mit Airbrush-Technologie. Nein, alles, was wir Männer brauchen, ist ein Basiccamp der Pflege: Seife und Duschgel, Deo, Rasierschaum und Aftershave. Das reicht uns.«

»Und was ist mit meinem neuen X-Power-Energy Augen-Roll-on? Ohne den gehe ich nicht aus dem Haus!«, erschien jetzt hinter Heinlein in großen Lettern an der Wand. Hoch lebe der Beamer, dachte Sophie. Der verschaffte dem Twitter-Gezischel einen ganz großen Auftritt.

»X-Power Energy. Klingt ja wie eine Benzinsorte«, folgte nun der nächste Eintrag.

»Damit sehe ich frisch aus«, twitterte der Erste anonym. Heinlein nahm den Ball sofort auf. Alle Achtung, dachte Sophie, er reagiert auf die digitalen Zwischenrufe seiner Zuhörer. Ob es ihr nun gefiel oder nicht, das war ein Pluspunkt.

»Frisch«, rief er vorne aus und riss begeistert die Arme

hoch, »das ist mein Stichwort: Der Mann sieht nicht gepflegt aus, er sieht frisch aus. Und fit. Von mir aus auch kraftvoll. Aber nicht gepflegt – das klingt wie vom anderen Ufer.«

»Vom anderen Ufer???,« erschien nun groß an der Wand. Klar, dass das Reaktionen hervorrief.

»Er meint damit schwul«, ergänzte jemand.

»H-O-M-O-S-E-X-U-E-L-L.«

»In der Provinz hat man noch Angst, das Wort auszusprechen.«

»Freunde«, sagte Heinlein nun hastig, »falls hier im Raum jemand eine andere Orientierung hat, den will ich natürlich nicht beleidigen. Ob Männlein mit Weiblein oder Männlein mit Männlein, das geht mich nix an.«

»Und Weiblein mit Weiblein?«, tauchte nun auf.

Heinlein bekam große Augen. Er gluckste leicht und schüttelte die rechte Hand, als hätte er sich verbrannt. »Oh ja, hier in Berlin kriegt man ja einiges zu sehen. Mein Hotel liegt in Schöneberg, und ...« Sophie schaute ihn streng an, er brach ab und konzentrierte sich wieder.

»Was ich eigentlich sagen wollte: Wenn ich mir als Kerl eine Tube Feuchtigkeitscreme kaufe, dann will ich mich dabei nicht fühlen wie meine Ehefrau, bevor sie abends ins Bett geht. Dann hat die nämlich auch immer so Schmiere im Gesicht. Ich bin ein Mann, verdammt!«

»Die Frau mit Gurkenmaske im Gesicht – was für eine trostlose Ehe«, warf nun der Beamer an die Wand.

»Hat sie auch eine Wärmflasche dabei?«, fragte nun der Nächste.

»Und er lässt die Socken an!«

Nun schaute Heinlein ehrlich empört. Und er machte einen Fehler, er ließ sich zu sehr von den Twitter-Kommentaren ablenken. Er beugte sich über das Stehpult und sagte laut:

»Meine Frau und ich haben immer noch guten Sex. Muss man echt sagen. Auch nach den vielen Jahren. Ich will nicht sagen, dass ich nicht auch mal woanders genascht habe. Aber am Ende ...«

»Mir wird schlecht«, reagierte jemand prompt.

»Wer will das hören«, ein anderer.

Sophie räusperte sich. »Herr Heinlein«, sagte sie laut in den Raum, »bitte konzentrieren Sie sich auf Ihr Thema.«

»Also, um die Kurve zu kriegen: Der Erfolg der Männerkosmetik kam mit dem neuen Marketing. Jetzt steht ›Sport‹, ›X-treme‹, ›cool‹ und ›Power‹ auf der Packung. Denn wir Männer sind anders. Wir färben uns nicht die Haare, wir tunen. Wir saugen nicht, wir kärchern. Wir machen keine Betten, nein, wir bauen sie. Seitdem die Kosmetikindustrie so umgeschwenkt ist, verkauft sich der Kram auch. Enorme Gewinnzuwächse. Denn wir sind Testosteron, kein Östrogen.« Heinlein redete sich nun regelrecht in Rage, die Durchblutung im Gesicht nahm zu, seine Bäckchen glänzten rot.

»Achtung, die rote Alarmleuchte geht an«, witzelte jemand.

»Gleich springen vom Hemd die Knöpfe ab, und Superman steht vor uns.«

»Geballtes Testosteron mit Bauchansatz.«

»Holt mir meine Luger!«

»Und eine Wimperntusche in der Stahlkartusche.«

Die letzten Bemerkungen schienen Heinlein ganz gut zu gefallen, sie stachelten ihn an. Nun wurde er noch mutiger und sprach verschwörerisch zu seinen Zuhörern.

»Ich habe mich auf diese Assessment-Veranstaltung vorbereitet. Ein Job in der Kosmetikbranche, so viel war ja bekannt. Wollt ihr wissen, was ich gemacht habe?« Das »Du« kam ihm ganz selbstverständlich über die Lippen.

»Botox gespritzt? Schließlich ein Nervengift, vom Militär entwickelt. Sehr männlich!«

»Der und Botox? Das wäre ja ein trauriges Ergebnis.«

»Zur Vorbereitung kleinen Feigling gezischt«

»Würde die roten Äderchen erklären.«

Sophie schaute mahmend in die Runde, sie fand den Twitter-Ton zu abfällig. Zu ihrem Erstaunen aber machte Heinlein unbeeindruckt weiter.

»Ich war in der örtlichen Parfümerie. Das hat mich umgehauen. Es gibt ja inzwischen alles für uns Kerle: Anti-Aging-Creme, Peeling, Kühlpads für die Augen, Gele, Seren, den ganzen Kram. Sogar eine Pinzette für Männeraugenbrauen habe ich gefunden. Wo kommen wir denn da hin? Soll ich mir etwa die Augenbrauen zupfen?« Bei dem Wort »zupfen« ruderte er empört mit den Armen.

»Männer zupfen nicht, sie jäten«, erschien nun an der Wand.

»An wen erinnern euch seine Brauen?«

»Theo Waigel!«

»Den Ötzi.«

»Gargamel.«

Seit Beginn des Vortrages hatten alle ihn verspottet,

doch nun stand fest: Heinlein war ein Provinzei. Das Augenbrauenzupfen entlarvte ihn. Jeder Idiot wusste, dass immer mehr Männer ihre Augenbrauen in Form brachten. Für die Heranwachsenden in der Großstadt war das längst normal. Augenbrauenzupfen gehörte zum Hier und Heute, genauso wie Männerkosmetik allgemein. Wer das alles noch so aufregend fand wie Heinlein, der outete sich als gestrig. Der Vorsprung, den er in den Augen der anderen noch durch die Luger-Aktion gehabt hatte, schmolz nun dahin. So schnell wie Kunstschnee in Zeiten der Klimaerwärmung. Der Mann war eine Witzfigur.

»Frida Kahlo«, schrieb nun ein Vierter, der sich ebenfalls über Heinleins Augenbrauen amüsierte.

Die mexikanische Malerin schien Heinlein ein Begriff zu sein, er regte sich furchtbar auf.

»Ich bin doch keine Frau«, schrie er empört auf. Doch niemand im Raum antwortete ihm direkt, die ganze Kommunikation lief ja anonym über die Pads. Die anderen Kandidaten saßen ihm äußerlich so neutral gegenüber, als halte er gerade bei der IHK einen Vortrag über mittelständische Betriebsführung. Niemand lachte, nur die Finger flogen weiter über die Touchscreens.

»Stimmt – keine Frau. Eine ungepflegte Frau«, korrigierte der Erste.

Steffen Heinlein konnte sich nicht mehr beruhigen. »Soll das heißen, ich bin ungepflegt? Ich? Ich dusche jeden Tag. Benutze immer ein Aftershave. Muss ich mich etwa noch unter den Achseln rasieren wie Steffi?« Steffi musste seine Frau sein. Steffen und Steffi, das hatte sicherlich eine klingende Hochzeitseinladung ergeben.

»Achselhaare. Wie ekelhaft!!«, erschien hinter ihm auf der Wand. Und drei traurige Smileys.

»Das will doch kein Mensch hören.«

»Der Typ gehört hier nicht hin. Der soll zurück in seine Höhle kriechen.«

Besorgt sah Sophie zu Heinlein, fragte mit einer diskreten Geste, ob sie die Runde vorzeitig beenden sollte. Aber er machte abwehrende Zeichen. »Nein, nein«, murmelte er, »ich halte durch.« Doch langsam schien ihm zu dämmern, wer als Zuhörer vor ihm saß: seine allerschärfsten Konkurrenten. Mit seiner Luger-Aktion hatte er alle im Raum gedemütigt, nun zahlten sie es ihm heim. Er versuchte einen neuen Anlauf, aber die Konzentration war weg.

»Also, wie ich eben schon sagte, ein Mann und sein Duschgel, nein, Verzeihung ... sein kölnisch Wasser ...«, stotterte er. Im Gesicht erschienen hektische Flecken, immer wieder drehte er sich zur Wand um, ob ein neuer Kommentar erschienen war. Tatsächlich ließ der nächste nicht lange auf sich warten.

»Der Typ ist ja völlig verwirrt«, stand da mit einem Smiley dahinter.

»Du bist nicht chillig, Heinlein«, folgte dann.

»Da ist ja meine Multi-Funktions-Augenkonturpflege effektiver als der. Übrigens: nur für Hommes.«

»Hommes – das versteht er nicht«, kam jetzt.

»Ist ja Französisch.«

»Französisch kann er nicht. Findet er nicht männlich.«

»Aber Steffi kann französisch«, bemerkte jemand.

»Dann stört die Gurkenmaske auch nicht.«

Sophie ging mit schnellen Schritten nach vorne in Richtung Beamer. Das hier ging zu weit. Auf der Höhe von Heinlein blieb sie stehen, fasste tröstend seine Schulter.

»Blutgrätsche«, sagte er leise.

»Wie bitte?«, fragte Sophie, und obwohl sie ihn nicht mochte, tat er ihr plötzlich leid.

»Das geht hier gegen den Mann, nicht gegen den Ball.« Steffen Heinlein schaute sie mit großen, erschrockenen Augen hilflos an. Nichts war mehr von dem provozierenden Großkotz geblieben, der er wenige Minuten zuvor noch gewesen war. Sophie roch jetzt seinen Stressschweiß.

»Setzen Sie sich erst mal«, sagte sie sanft und griff nach einem der weißen Designerstühle. Erschöpft ließ Heinlein sich fallen. Sophie ging davon aus, dass das Twittern nun aufhörte. Aber als sie auf die Wand blickte, war der Strom der Kommentare nicht abgerissen.

»Jetzt braucht er ein Turbo-Deo-EXTREME. Man sieht Flecken unter den Achseln.«

»Oder er nimmt endlich den Rasierer.« Smiley, Smiley.

»Weint er?«

Keiner im Raum schaute hoch, alle tippten stumm und eifrig in ihre iPads. Ein Kommentar jagte den nächsten.

»Nein, das ist nur ein Schweißbächlein.«

»Jetzt sackt er in sich zusammen.«

»Ruft 110 – der Mann steht ja kurz vorm Herzinfarkt.«

»Tja, fair kommt nicht weit!«

»Geigen! Dramatische Musik!!! Hollywood in Berlin.«

Sophie schaute fassungslos in die Runde, niemand beachtete sie. Die Meute hörte einfach nicht auf zu hetzen, wie Bluthunde waren sie hinter Heinlein her. Endlich fing

sie einen Blick auf, es war Paul Grottemeyer, zumindest er twitterte nicht mehr. Sein Blick war genauso empört wie ihrer. Wie gut das tat. Nein, sie war nicht zu sensibel, zu weich – das hier ging wirklich zu weit. Steffen Heinlein saß zusammengesunken vorne auf dem Stuhl.

»Schlicht zu alt! Der ist doch schon über fünfundvierzig.«

»LOSER!!!!« Krawallsmiley, Krawallsmiley.

Da zog Sophie den Beamerstecker aus der Steckdose, und sofort verschwanden die wüsten Schmähungen von der Wand.

»Es reicht«, sagte sie scharf. »Wir sind hier nicht auf dem Schulhof. Sie müssen Ihre Konkurrenten nicht mit Samthandschuhen anfassen, das ist klar. Schließlich ist dies ein Wettbewerb. Aber wenn einer am Boden liegt, tritt man nicht mehr nach. Wir machen jetzt zwanzig Minuten Pause. Ich hoffe, Sie verhalten sich beim nächsten Kandidaten professioneller.«

Das saß. Das Wort »professionell« ließ sie alle strammstehen. Sie mochten eine herzlose Meute sein, die schamlos auf einem herumtrampelte, der längst am Ende war. Da kannten sie keine Hemmungen. Aber wenn sie nicht richtig funktionierten, wenn sie in ihrem Job unprofessionell waren, verletzte das ihr Ehrgefühl. »Professionell« – ein Wort wie ein Donnerhall. Sophie drückte Steffen Heinlein noch mal aufmunternd die Schulter und sagte leise: »Ich hole Ihnen jetzt einen Cappuccino, bin gleich wieder da.« Dann ging sie hinaus und ließ lautstark die Tür knallen.

Im Raum konnte man eine Stecknadel fallen hören.

2

Raus, bloß raus. Sophie brauchte frische Luft. Natürlich hätte sie sich auch in ihrem Büro verschanzen können, aber so ein Typ war sie nicht. Wütend drückte sie die Tür zum Treppenhaus auf. Die Geduld, auf den Fahrstuhl zu warten, brachte sie jetzt nicht auf, und die Vorstellung, womöglich zusammen mit anderen Personen in der engen Kabine zu stehen, war ihr zuwider. Sie nahm die ersten Stufen. Der Weg war nicht weit, es waren nur zwei Stockwerke bis oben auf das Dach.

Das Assessment-Center saß im vierzehnten und fünfzehnten Stock eines Hochhauses aus den Sechzigerjahren. Kein sehr schönes Gebäude, aber es lag gut. Direkt an der Potsdamer Straße, einer breiten Zentralachse Berlins, von den Berlinern maulfaul »Potse« genannt. Lange hatten Firmen diese Gegend, die für ihren harten Straßenstrich bekannt war, gemieden. Außer einem Sex-Kaufhaus, einem Möbelladen, einem Woolworth, unzähligen Dönerbuden und Sport-Wettbüros hatte sich über die Jahre niemand angesiedelt. Das änderte sich gerade, die Lage lud dazu ein. Fünf Minuten nach Mitte, fünf Minuten zum Ku'damm und das Herz Schönebergs in Spuckweite. Erst

zogen die Kunstgalerien her, die sich die Auguststraße nicht mehr leisten konnten, dann die Start-up-Unternehmen und inzwischen auch etablierte Firmen wie das Assessment-Center. Im Hochhaus herrschte ein reges Kommen und Gehen der Mieter, und nach drei Jahren gehörte C&O schon zu den Alteingesessenen hier. Vor wenigen Monaten hatte Sophie die wunderbare Entdeckung auf dem Dach gemacht.

Die Tür nach draußen war wegen der Brandschutzbestimmung immer unverschlossen. Da lag er, gepflegt und in sich ruhend – ihr kleiner Zen-Garten. Sogar die Spuren ihrer Holzharke waren noch zu sehen, nur an drei Stellen hatten die Krähen von Berlin die Erde aufgewühlt. Sophie trat nach draußen und atmete tief ein. Sie liebte dieses Szenario, die kleinen Bäume, der Himmel über Berlin, dazwischen einige Abluftschächte und tief unter ihr das Dröhnen der Autos in der Potsdamer Straße. Der unablässige Autolärm war durchwoben von aggressivem Hupen, lautem Fluchen von Fahrradfahrern oder der anschwellenden Sirene eines vorbeifahrenden Krankenwagens. Dazwischen rumpelte die U-Bahn, die hier als Hochbahn fuhr. Aber so weit oben klang der Großstadtlärm ganz natürlich. Sophie ging hinüber zur kleinen Holzkiste und holte die Gartenschere heraus. Und die Gartenhandschuhe. Bislang war sie nie mit Dreck unter den Fingernägeln ins Büro zurückgekehrt, so konnte sie ihr Geheimnis bewahren.

Wer diesen Garten ursprünglich angelegt hatte, wusste sie nicht. Jemand mit Geld, das war klar. Denn solche Outdoor-Bonsais kosteten viel, oft um die zweitausend

Euro. Bis vor einem halben Jahr residierten im Haus zwei größere Unternehmen für Wirtschaftsberatung, sprich Lobbyisten. Inzwischen waren sie näher ans Regierungsviertel gezogen. Sophie vermutete, dass einer der Chefs diesen Garten hatte anlegen lassen. Eine Zeit lang galt der Zen-Buddhismus als schick unter Spitzenmanagern. Manager unterlagen genauso dem Modediktat wie Leserinnen von Frauenzeitschriften. Mal fuhren die Spitzenkräfte auf die Schmetterlingstheorie ab (»Der Flügelschlag eines Schmetterlings in Asien kann wenig später die Börse in New York zum Einsturz bringen!«), mal auf Survival-Camps (»Wir setzen Sie nur mit einem Messer bewaffnet in der kanadischen Wildnis aus – und Sie finden allein den Weg zurück. Diese Erfahrung wird Sie prägen und stärker machen.«). Vom Zen-Boom blieben nur einige Tonnen Sachbücher übrig, die man jetzt für fünfzig Cent auf Wühltischen kaufen konnte. Doch dieser Garten existierte weiterhin. Als Sophie ihn fand, verwilderte er gerade.

Die Entdeckung war reiner Zufall gewesen. Sophie konnte nicht richtig mit dem Rauchen aufhören, alle paar Wochen fiel sie in die schlechte Angewohnheit zurück und kaufte sich eine Schachtel Zigaretten. Und dann noch eine. Sie entspannte sich einfach gut beim Rauchen. Allerdings war Qualmen im Assessment-Center strengstens verboten, es wurde auch nicht auf den Balkonen geduldet. Normalerweise traten die Raucher den Gang nach unten vor das Gebäude an, doch der brauchte seine Zeit – und das Ergebnis war trübselig. Dann stand man an der stark befahrenen Potsdamer Straße, rauchte und atmete gleich-

zeitig die Abgase der Autos ein. Doppeltes Lungenkrebsrisiko. Also wählte Sophie eines Tages den Weg nach oben auf das Dach, und so kam es zur ersten Begegnung mit dem verlassenen Zen-Garten.

Die Bonsais konnte sie zunächst vor lauter Unkraut kaum sehen. Löwenzahn, Knöterich, Brennesseln, Gras, alles wucherte vor sich hin. Der Dachgarten erinnerte sie an einen dieser kleinen Berliner Parks, in die man seinen Fuß lieber nicht setzte, denn die Gefahr, in tierische oder gar menschliche Hinterlassenschaften zu treten, war einfach zu groß. Aber dann bemerkte Sophie das aufwendige Mäuerchen. Warum hatte man das hochgezogen? Irritiert schob sie das Unkraut ein wenig zur Seite und entdeckte den ersten Bonsai. Eine japanische Schirmtanne, wie Sophie später herausfand.

Ihre Neugier war geweckt. Noch am selben Abend kaufte sie im Baumarkt Gartenhandschuhe, eine kleine Hacke, einen sehr teuren Unkrautstecher sowie eine scharfe Gartenschere und bestellte in einem Spezialversand eine Bonsai-Schere. In einer Holzkiste brachte sie alles zur Arbeit und stellte diese oben auf dem Dach ab. Seitdem kümmerte sie sich um das Gärtchen, so oft sie konnte.

Am Ende legte sie sechs Bonsai-Bäumchen frei. Eigentlich war Sophie kein Freund dieser überzüchteten Minikreaturen, andererseits musste sie respektvoll anerkennen, wie hartnäckig sich die Pflanzen in der Erde hielten. Diese Bäume hatten mindestens einen Winter allein hier oben auf dem Dach überstanden. Sie harrten wacker aus, behaupteten sich gegen das wuchernde Unkraut und das Ungeziefer. Das fand sie eindrucksvoll. Ein biss-

chen erinnerten sie die Bäume an ihre eigene Klientel einige Stockwerke weiter unten: Auch ihre Prüflinge waren meist überzüchtete Manager, groß geworden in irgendwelchen Schweizer oder englischen Business-Schools, elegant in Form und Auftreten, aber nur wenn sie wirklich gut waren, hatten sie auch den Biss, den es brauchte, um in der eisigen Wirtschaftswelt zu überleben. Sophie adoptierte also die Bonsais. Sie las sich ein, wie und wann man Bonsais beschnitt, und merkte bald, wie gut ihr die Arbeit auf dem Dach tat. Eine Viertelstunde an der frischen Luft reichte meist, um den Kopf frei zu kriegen. Obwohl Sophie gerne in Berlin lebte, vermisste sie die Natur. Sie sehnte sich nach den langen Spaziergängen mit dem Hund über die Felder bei ihren Eltern. Ihre Berliner Freunde, ihre beste Freundin Nina, auch Johann, verstanden das nicht. Die Großstadt gab Sophie nicht alles, was sie brauchte. Aber der kleine Zen-Garten machte es besser. Er machte sie glücklicher.

Sie hatte jedem Bonsai einen Namen gegeben. Alles Jungennamen, die mit »E« begannen: Erwin, Edgar, Egon, Eno, Emil und Enrique. Sie fand, die Namen passten ganz gut zu den kleinen Bäumen, die alle auf ihre Art eigen waren, verdreht, knorpelig, geduckt, gespreizt. Als Erstes kümmerte sich Sophie um Erwin, eine Mädchenkiefer.

Er roch wie eines dieser Wohlfühl-Schaumbäder aus der Drogerie. Sophie untersuchte, ob er schädlingsfrei war, entfernte ein trockenes Ästchen und holte dann den Wasserzerstäuber hervor, um ihn zu besprühen. Es war schön zu sehen, dass auch den Bonsais Sophies tägliche Besuche guttaten.

Außerdem hörten die Bonsais ihr zu.

Denn während sie sprühte, führte sie Gespräche mit ihnen.

»Nein, ich schäme mich nicht für meinen Beruf. Genau deshalb habe ich Psychologie studiert – weil ich die Stärken und Schwächen von Menschen gut erkennen kann. Das Assessment-Center passt zu mir. Ich bin keine Händchenhalterin! Ich werde mich nicht an den Rand einer Couch setzen, mir tragische oder einfach blödsinnige Geschichten irgendwelcher Patienten anhören, ab und zu ein Kleenex überreichen, damit sie sich die Tränchen trocknen können, und dann nach dem Schlüssel zur Lösung suchen, der in irgendeiner frühkindlichen Erfahrung verborgen liegt. Das kann ich nicht, dafür fehlt mir schlicht die Geduld. Ich habe nicht jahrelang studiert, um dann das verkorkste Dasein anderer Leute in endlosen Therapiesitzungen zu bequatschen.«

Ein leichter Windstoß ging über den Dachgarten und brachte Egon, den rotblättrigen Fächerahorn, in Wallung. Seine leichten Blätter fuhren sanft durch Sophies Haare.

»Ja, ich weiß, meine Locken signalisieren etwas anderes – sie täuschen ein weibliches Helfersyndrom vor. Doodle macht niemandem Angst, Doodle ist immer lustig, immer verständnisvoll.«

Doodle, so wurde Sophie aufgrund ihrer Haare von den engsten Freunden und der Familie genannt. Ein Doodle war eine Kreuzung aus Golden Retriever und Pudel. Da ihre Locken blond waren, ein mattes Goldblond, drängte sich der Spitzname regelrecht auf. Zum Glück wusste in der Firma niemand davon.

»Aber für das, was da unten gerade passiert ist, habe ich kein Verständnis!«

Sie ging mit der Wassersprühflasche hinüber zu Eno, der japanischen Schirmtanne. Er war ihr erstes Bonsai-Date gewesen, daher hatte sie zu ihm eine besonders enge Bindung.

»Ich weiß genau, was du jetzt sagen willst: Nimm es nicht so schwer. Der Heinlein hat es selbst herausgefordert. Überhaupt, niemand wird gezwungen, sich einem Assessment-Center auszusetzen. Die Kandidaten wollen halt den Hauptgewinn: Eintritt in die Welt des globalen Managements! Das ultimative Upgrade! Willkommen, First-Class-Lounges und Top-Hotels, noble Dienstautos mit Chauffeur und Boni-Zahlung am Ende des Jahres. So einen Karrierekick gibt es nicht umsonst, um in dieser Liga mitzuspielen, muss man sich anstrengen!«

Sie entdeckte einen neuen Trieb bei Eno, der aber in die falsche Richtung wuchs. Mit der Bonsai-Schere trennte sie ihn ab.

»Die meisten Kandidaten behandeln ihre Untergebenen im Alltag auch nicht besser, die fordern ständig Höchstleistungen und Überstunden, triezen, wo sie nur können. Das weiß ich, weil ich mich vorher meist in Foren informiere. Du glaubst nicht ...«, sagte sie jetzt an Enrique gewandt, einem Strauch-Wacholder, der so würzig und temperamentvoll roch, dass er seinen Namen zu Recht trug, »... was ich schon alles über unsere Kandidaten erfahren habe. Es ist nicht schlecht, dass sie hier im Assessment-Center mal zwei Tage auf der anderen Seite stehen. Bewertet werden, statt selbst zu bewerten. Gefordert wer-

den, statt zu fordern. Die haben doch völlig vergessen, was es heißt, selbst in den Kampf geschickt zu werden. Einfach mal wieder einen Vortrag halten, der nicht von einem Assistenten bis ins letzte Detail vorbereitet wurde. Aber was da unten gerade mit Heinlein passiert ist, das ging zu weit!«

Plötzlich überkam sie wieder diese Müdigkeit. Sie musste sich auf das Mäuerchen setzen.

»Manchmal«, sagte sie leise, »verliere ich die Lust am Job.«

Sie vergrub ihr Gesicht in den Händen, die Locken fielen über ihre Handrücken, im Nacken spürte sie die warme Sonne.

»Aber was bleibt mir außer der Arbeit?«

Das therapeutische Gespräch mit den Bonsais läuft ja super, dachte Sophie sarkastisch. Die Wut war verraucht und hatte einer großen Trauer Platz gemacht. Sophie spürte langsam, wie sie in eine Region ihres Lebens vordrang, wo es wirklich schmerzhaft wurde.

Verdammt, warum musste sie mit Bäumen reden? Wo waren ihre Freunde? Ihr Verlobter?

Die Wahrheit war, die arbeiteten alle genauso viel wie sie selbst. Keine Chance, jetzt irgendwen ans Telefon zu kriegen.

Johann beispielsweise. Um diese Zeit saß er in einem seiner zahllosen Meetings. Er schien mit neuen Aufträgen regelrecht überhäuft zu werden. Genauso wie sie mehr Kandidaten denn je begutachtete. Sie zog die Arbeit regelrecht an sich. Womöglich, musste Sophie zum ersten Mal einräumen, gingen Johann und sie sich schon eine Weile

aus dem Weg. Siebzehn Monate waren sie jetzt verlobt, aber ein Hochzeitstermin stand immer noch nicht fest. Es war wie verhext, irgendetwas sprach immer dagegen. Oft genug brachte sie selbst einen Einwand vor. »Nein, in diesem Frühjahr geht es nicht, wir haben eine große Einstellungswelle bei Konzernen.« Oder: »Heiraten? Im November? Das ist doch scheußlich.« Komischerweise machte sie sich nie Sorgen um Johanns Liebe zu ihr. Wie hatte ihre Freundin Nina einmal so treffend gesagt: »Johann ist wie ein Durchlauferhitzer. Nicht wahnsinnig aufregend, aber zuverlässig und überlebenswichtig.«

»Aber ein schicker Durchlauferhitzer – so einer mit vierfarbigem Display und perfekter Temperaturregulierung«, hatte Sophie eingewandt.

Nina hatte zugestimmt. »Das beste Modell auf dem Markt.«

War ihr womöglich ein Durchlauferhitzer-Mann doch zu wenig?

Wie gern würde sie jetzt mit Nina reden. Die Freundin würde mit einem lockeren Spruch alle Bedenken wegfeigen. Aber seit einiger Zeit arbeitete auch sie wieder als Ärztin in einer Klinik, und um diese Zeit war Visite. Keine Chance, sie ans Telefon zu kriegen. Sophie freute sich, dass Nina so schnell wieder in den Job eingestiegen war. Aber wenn sie ehrlich war, machte ihr das auch zu schaffen. Die letzten Jahre über waren ihre Rollen gerecht aufgeteilt gewesen: Sophie, erfolgreich im Beruf, aber kinderlos. Nina, die Mutter von zwei süßen Jungs, war zu Hause, zog glücklich ihre Kinder groß und lamentierte gleichzeitig, das ganze Studium sei umsonst gewesen. So-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Susanne Leinemann

Sommer mit Nebenwirkungen

Roman

Paperback, Klappenbroschur, 352 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-29128-7

Diana

Erscheinungstermin: April 2013

Worum es geht, wenn Frauen aufs Ganze gehen

Sophie geht es gut. Toller Mann, cooler Job, und ziemlich gut sieht sie auch noch aus. Nur eines gelingt ihr nicht. Sie wird nicht schwanger. Wäre sie aber gern. Als sie von einem geheimnisvollen Ort in Südtirol hört, wo man ihr helfen kann, macht sie sich auf die Reise. Tatsächlich findet sie dort oben in den Bergen Hilfe – aber die verändert ihr Leben.

Unerwartet sitzt Sophie im Flugzeug nach Wien. Ihre Chefin hat ihr Zwangsurlaub verordnet. Sophie arbeitet in einem Berliner Assessment-Center, wo sie Manager auf Karrieretauglichkeit testet. Doch bei der letzten Gruppe lief alles aus dem Ruder. Nun soll sie in der Freizeit über ihr „unprofessionelles Verhalten“ nachdenken. Schnell wird klar: Etwas ganz anderes macht ihr zu schaffen. Sophie wird nicht schwanger. Was für ein Zufall, dass im Flugzeug neben ihr eine alte Dame sitzt, die ihr weiterhelfen kann. Sie bringt Sophie auf eine Spur, die von den Wiener Kaffeehäusern hoch in die Berge Südtirols führt. Dort existiert eine Sommerfrische, zu der seit Generationen Frauen mit Kinderwunsch pilgern. Kam nicht schon Sigmund Freuds älteste Tochter Mathilde vor einhundert Jahren an diesen Ort, um hier ihr Glück zu versuchen? Es heißt, hier würden unfruchtbare Frauen fruchtbar. Aber warum? Neugierig begibt sich Sophie auf eine Reise, die ihr ganzes Leben verändert.